

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 176.

Montag, 1. August

1927.

(16. Fortsetzung.)

Grit und die Drei.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Curt Seibert.

„Das ist höchst seltsam“, sagte Orion, „aber diese Sache eist ja nicht. Wie aber ist das mit der Aktentasche?“

„Das ist noch viel schlimmer. Der alte Amberg ist doch verschwunden, das wißt Ihr doch?“

„Woher sollen wir das wissen? Seit wann ist er verschwunden?“

„Gestern morgen verließ er sein Haus und ging angeblich ins Geschäft. Dort ist er aber nicht gewesen. Wir haben den ganzen Tag auf ihn gewartet. Abends ging ich in seine Wohnung, seine Tochter war gänzlich aufgelöst, ich wartete mit ihr gemeinsam bis nachts um ein Uhr, dann gingen wir zur Polizei und machten Meldung. Bisher ist er nicht wieder aufgetaucht.“

„Haben Sie in letzter Zeit bemerkt, daß er anders war als sonst?“

„Was in ihm vorging, weiß ich natürlich nicht, aber es war irgend etwas nicht in Ordnung, er entnahm der Kasse ständig große Beträge, aber keiner konnte herausbekommen, wofür er sie verwandt haben könnte. Irgendwelche Passionen hatte er nicht.“

„Und die Tasche?“ fragte Orion.

„Ja, die Tasche, deshalb bin ich ja hier. Heute morgen nämlich, da er noch nicht zurück war, kramte ich in seinem Schreibtisch herum, den er merkwürdigerweise offen gelassen hatte. Ich mußte ein wichtiges Schriftstück haben, das wir zu einer Konferenz brauchten. Und während ich so suchte und suchte, fand ich diese Tasche.“

„Zeigen Sie her.“

Orion nahm sie in die Hand und betrachtete sie aufmerksam. Es war eine ganz neue Aktentasche aus imitiertem Krokodillleder, nicht sehr wertvoll. Eine Tasche, die es in Millionen Exemplaren gab.

„Was ist das für eine Tasche?“

„Das ist meine Tasche“, sagte Bert.

„Ihre Tasche?“

„Die selbe, in der ich die 30 000 Mark transportierte, als sie mir gestohlen wurden.“

Grit stieß einen Schrei aus, aber Orion blieb ruhig.

„Wie können Sie das beweisen?“

„Beweisen kann ich es leider nicht, aber ich habe es im Gefühl.“

„Na, hören Sie mal, das ist wirklich ein starkes Stück, das Sie mir als Kriminalisten zumuten. Diese Tasche ist vollkommen neu, hat keinerlei besondere Zeichen, auch kein Name ist eingraviert. Diese Tasche gibt es in so vielen Exemplaren, wie Sie wollen. Jeder Mensch kann sie sich kaufen, für zehn Mark oder zwölf. Und da wollen Sie behaupten, es sei die Ihre?“

„Ich habe es im Gefühl“, sagte Bert.

„Was heißt Gefühl“, meinte Grit.

„Ja, das ist seltsam. Diese Taschen sind im allgemeinen hart, wenn man sie anfakt. Diese aber, oder vielmehr meine fühlte sich in der Mitte, dort, wo man sie beim Tragen mit der Hand umgreift, weicher an als andere.“

Er nahm sie in die Hand und hielt sie wagerecht.

„Sehen Sie so, fassen Sie mal an.“

Orion nahm die Mappe, hielt sie, griff mit der Hand

an die bezeichnete Stelle, schlüttelte den Kopf.

„Ich kann nichts Besonderes entdecken“, sagte er.

„Aber ich habe es im Gefühl, es ist meine Mappe.“

„Das Gefühl kann Ihnen niemand streitig machen, als Indizien aber wird es kein Mensch gelten lassen, da müßten Sie schon mit anderen Beweisen kommen.“

„Ich lege keinen Wert auf den Besitz dieser Mappe“, lachte Bert, „vielleicht ist es auch wichtiger, wir beraten schlagen jetzt, was wir tun müssen?“

Orion hatte seinen Plan bereits fest im Kopf. Er mußte zur Stadt, um herauszubekommen, wer die 30 000 Mark eingezahlt hatte. Also schlug er vor, gemeinsam mit Alcolm hineinzufahren, um am nächsten Tage allein zurückkehren zu können. Er hielt es für besser, daß die beiden Liebenden sich vorderhand nicht sprachen, Bert beging zu leicht Dummheiten, die nachher nicht wieder gut zu machen waren.

„Ich gehe rasch auf den Hof und hole ein paar Sachen, die ich brauche“, sagte er. „Bitte, gehen Sie vor zum Bahnhof, ich hole Sie unterwegs gewiß ein.“

Grit ging mit, auch sie wollte ihre Sachen packen, denn sie gedachte am nächsten Morgen abzureisen.

Als Orion zwei Stunden später am Bahnhof Kleinmöhlen den Zug bestieg, war Bert Alcolm nicht zu sehen. Er hatte beschlossen, unter allen Umständen in der Nähe seiner Braut zu bleiben. So fuhr der Kommissar allein zur Stadt.

Wer zahlte das Geld ein?

„Eine Dame möchte Sie sprechen“, sagte der Bureau- diener.

„Ich habe aber jetzt wirklich keine Zeit.“

„Sie wartet schon so lange und weint in einem fort. Was soll ich ihr nur sagen?“

„Wie heißt sie denn?“

„Sie hat keinen Namen genannt, nur Sie möchte sie sprechen. Das war alles, was ich aus ihr herausbekommen konnte.“

Orion war nervös und unwillig.

„Na, schön, dann führen Sie sie herein.“

Die kenne ich doch, dachte er, als kurz darauf eine tiefverschleierte, junge Dame in schwarzer Trauerkleidung erschien und an der Tür stehen blieb.

„Bitte, treten Sie näher, womit kann ich Ihnen dienen?“

„Mein Name ist Rita Amberg“, sagte sie leise. „Mein Vater ist heute mittag gestorben.“

„Das also war Rita Amberg? Die Freundin Berts und Tochter des alten Amberg? Er hatte sie ganz anders in Erinnerung, seitdem er sie einmal im Alten Museum gesprochen hatte. Trauerkleidung wirkt bei allen Menschen entstellend, Rita dagegen sah noch hübscher, noch reizvoller aus, trotz ihrer verweinten Augen.“

„Aber bitte schön, nehmen Sie doch Platz. Ihr Herr Vater . . . Mein herzliches Beileid . . . Das Unglück ist schnell gekommen . . . Doch . . . ich hörte, er sei zwei Tage lang verschwunden gewesen . . .“

„Ja, er war fort, vorgestern und gestern, und ich

wußte nicht mehr, was ich denken sollte, war schon ganz verzweifelt. Auf der Polizei hatte ich schon sein Verschwinden gemeldet, da ich glauben mußte, es sei ihm etwas zugefallen.

„Und nun hat man ihn gefunden?“

„O nein, er kam selbst wieder. Heute morgen, ganz früh schellte es, und als das Mädchen die Tür öffnete, stieß es einen so entsetzlichen Schrei aus, daß ich aus dem Bett fuhr und in den Flur eilte. Da stand mein Vater, aber . . .“

Sie brach ab und schluchzte. Orion sagte kein Wort. Trösten konnte man hier nicht.

„ . . . fragen Sie mich nicht, wie ich ihn wiederfand. Er sah aus, als sei er eben aus dem Grabe gestiegen. Die Augen traten ihm aus den Höhlen, die Wangen waren eingefallen, die Hände tasteten in der Luft umher, sein Anzug war beschmutzt. Ich mußte ihn halten und stützen, wir brachten ihn in einen Sessel, wo er einschlief. Und heute mittag . . .“

Wieder unterbrach das Schluchzen ihre Stimme.

„ . . . heute mittag ist er gestorben.“

Dr. Orion wartete eine ganze Weile, bis sie sich ein wenig ausgeweint hatte, dann fragte er:

„Hat Ihr Herr Vater denn gar nicht gesagt, wo er inzwischen gewesen ist?“

„Nein, dann brauchte ich vielleicht nicht zu Ihnen zu kommen. Er hat gar nichts gesprochen, hat auf gar nichts reagiert, wenn man ihn etwas fragte. Nur ganz zuletzt, als er starb, da richtete er sich ein wenig auf, sah mich an und sagte dann langsam: Jetzt bin ich wieder ein ehrlicher Mensch.“

„So, das sagte er? Und wissen Sie denn, was das bedeutet, worauf sich das beziehen könnte?“

„Das ist es ja eben, weshalb ich zu Ihnen kam. Ich möchte wissen, ob mein Vater sich etwas zuschulden kommen ließ? Denn es muß doch etwas vorgefallen sein?“

„Ans ist jedenfalls nichts bekannt, aber Ihr Herr Vater könnte doch auch moralische Verpflichtungen gehabt haben, die er eingelöst haben wird?“

„Mir schien es nicht so, aber ich kann mich getäuscht haben. Jedenfalls dachte ich die Stadt nicht zu verlassen, ohne Ihnen davon Mitteilung gemacht zu haben.“

Sie erhob sich und senkte den dichten schwarzen Schleier wieder über ihr Gesicht. Auch Orion war aufgestanden.

„Sie wollen uns verlassen?“

„Ja, ich gehe zu Verwandten ins Ausland. Hier habe ich doch nichts mehr zu suchen und zu verlieren. Aber eine Bitte hätte ich noch, und ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir die erfüllen würden.“

„Wenn es in meinen Kräften steht, gern.“

„Grüßen Sie Ihren Freund Alcolm von mir und sagen Sie ihm, ich wünsche ihm Glück fürs Leben und Glück in seiner Ehe.“

Und ehe Orion ein Wort erwidern konnte, hatte sie mit raschen Schritten den Raum verlassen.

Keine zehn Minuten später hielt ein Mietwagen vor dem Portal des Zentralgebäudes der Firma Mackentin, dem Dr. Orion entstieg. Er ließ sich im Paternoster vier Stockwerke hinauffahren, sprang dann ab und eilte ins Zimmer 643, in welchem, wie ihm der Portier gesagt, der Hauptkassierer sitzen sollte. Dieser empfing ihn sofort, und als er hörte, daß Dr. Orion den Fall Alcolm bearbeitet, wurde er gleich gesprächig.

„Herr Doktor, ich sage Ihnen, das ist der seltsamste Fall, den ich je mitgemacht habe, kann man wohl sagen. Schon als dem von uns allen verehrten Herrn Alcolm die 30 000 Mark gestohlen wurden, da glaubte kein Mensch an seine Schuld, kann man wohl sagen. Und als der Herr Mackentin ihn entließ, da waren alle auf Alcolms Seite. Inzwischen hat sich der Chef auch längst eines Besseren belehren lassen, kann man wohl sagen. Und, wie ich höre, soll Herr Alcolm wieder bei uns eintreten, als Direktor sogar, aber das ist wohl noch Geheimnis.“

„Können Sie mir nicht . . .“

„Komme schon dahin, komme schon dahin, Herr Doktor, nur Geduld, ich erkläre das nur, weil die Ge-

schichte von vornherein seltsam anmutete. Und nun erschien eines Tages . . .“

„Wann war das?“

Der Kassierer dachte nach.

„Das . . . war . . . warten Sie mal . . . das . . . war . . . na, das war doch gestern, natürlich gestern, wie ich das so schnell vergessen kann! Es ist mir, als sei es schon 'ne Woche her. Also gestern kommt hier ein alter Mann an und fragt drüben an der Kasse, wieviel Herr Alcolm noch zu zahlen habe. Wir glaubten, der Mann sei nicht normal, denn er machte einen seltsamen Eindruck, kann man wohl sagen. Man ruft mich, und ich gehe 'rüber. Frage den Mann, was er wolle. Tatsächlich sagt er: Wieviel hat Herr Alcolm noch zu zahlen? Ich sage: Der hat gar nichts zu zahlen, denn er hat uns nichts genommen. Aber er bleibt dabei. Als er sieht, daß wir nicht darauf eingehen, macht er's auf andere Weise. Er fragt nämlich, ob von der Summe, die seinerzeit gestohlen wurde, bereits etwas zurückgezahlt sei? Da sagte ich: Nein, und wir würden wohl auch nichts davon wiedererlangen. Aber, was soll ich Ihnen sagen? Paßt der Mann doch 30 000 Mark aus und legt sie uns auf den Tisch.“ „Die ganzen 30 000 Mark?“

„Wie ich Ihnen sage, es fehlte nicht ein roter Heller.“

„Fragten Sie denn nicht, wie er heiße?“

„Nein, aber wir fragten, ob er verrückt sei? Und woher er das Geld habe. Und da sagte er, Herr Alcolm habe es ihm gegeben, damit er es einzahle. Na, da haben wir ihm den Marsch geblasen, denn es war uns allen klar, daß der Mann meischugge sei, kann man wohl sagen. Einer rief: Sie haben das Geld wohl selbst gestohlen?“

„Ja, und was sagte er da?“ forschte Orion interessiert.

„Na, da hätten Sie ihn sehen sollen. Das Geld einpacken und zur Tür hinaus war eins, wir aber lachten hinter ihm her. So was war uns denn doch noch nicht passiert.“

Und der Kassierer wischte sich den Schnurrbart.

„Dann sind, wenn ich recht verstehe, die dreißigtausend Mark doch nicht bei Ihnen eingezahlt worden, wenn sie der alte Herr wieder mitnahm?“

„Warten Sie nur ab, es kommt noch besser. Wir unterhalten uns noch keine zehn Minuten über den Fall, da klingelt uns die Bank an. Der Kassierer dort und ich haben eine stillschweigende Vereinbarung getroffen, daß wir uns gegenseitig bei allen größeren Transaktionen anklängen. Er also ruft an und sagt mir, es seien sieben 30 000 Mark von Herrn Alcolm eingezahlt worden auf unser Konto. Und als ich ihn fragte, wie denn Herr Alcolm aussehe? Was glauben Sie, wen er mir beschrieb?“

„Den alten Herrn, der bei Ihnen . . .“

„Keinen anderen, Herr Doktor. Und nun sitzen wir da mit dem Geld, das Herr Alcolm weder gestohlen noch eingezahlt hat, und wissen nicht, was wir damit machen sollen. Als Herr Mackentin, dem wir gleich Bericht erstatteten, davon erfuhr, setzte er sich ins Auto und fuhr in Alcolms Wohnung. Da war er nicht. Er sei aufs Land gefahren, hieß es. Und Herr Mackentin gleich hinterher. Aber Herr Alcolm bestritt, von der Geschichte zu wissen, und nun sitzen wir da, und wissen nicht, was wir mit dem fremden Geld beginnen sollen. Es ist eine dumme Geschichte, kann man wohl sagen.“

(Fortsetzung folgt.)

Berühmte alte und neue Berliner Gaststätten.

Der Lieferant des Kaisers, des Zaren und Sultans bankrott. — Bei Lutter u. Wegener. — Schwannede necessesse est. — Mutter Mens. — Der alte Duff. — Künstlerkneiven.

Die meisten größeren und kleineren Orte besitzen einen oder mehrere berühmte, meist historisch denkwürdige Gasthöfe. Hier wohnten Monarchen, Feldherren, Dichter, dort hielten sich geflüchtete Gefangene verborgen, dort fanden berühmte Konferenzen und Zusammenkünfte statt; viele Jahre hindurch kamen berühmte Tafelrunden zusammen. Aus diesen oder

anderen Gründen ist manch einfacher Gasthof zur Berühmtheit gelangt und nun umgeben Anekdoten die rauchgeschwärzten Decken. Es erfüllt uns immer mit Bedauern, wenn eines dieser Häuser dem Ansturm der modernen Zeit nicht standzuhalten vermag, wenn es neuen Prachtbauten weichen mußte oder Konkurs machte.

Von diesem Schicksal ist auch das berühmte Berliner Weinhaus F. W. Borchardt betroffen worden. Schon seit 2 Jahren wußte man, daß die Firma in geschäftliche Schwierigkeiten geraten war. Der alte Kundenkreis war dahin, neue kamen nicht hinzu, die Speisen aber wuchsen. Vor einem Jahr war es schon soweit, daß F. W. Borchardt unter Geschäftsaufsicht gehen mußten. Damals überstiegen die Aktiven noch die Passiven. Aber bezeichnender Weise gelang es nicht, die Aktiven zu mobilisieren und genügend bares Kapital heranzuschaffen. Jetzt mußte der Konkurs angemeldet werden. Wenn auch der Betrieb vorläufig weitergeführt wird, so ist es doch sehr unsicher, ob es gelingen wird, das Geschäft zu erhalten.

Borchardt erlebte seine Glanzzeit zu Beginn des 20. Jahrhunderts, er war der Lieferant des Kaisers, zahlreicher Fürsten und adliger Häuser; darüber hinaus aber ging sein Ruf ins Ausland. Namentlich der Petersburger Hof wußte seine Küche zu schätzen. Es kam vor, daß der Zar zu großen Dinern das ganze Festessen bei Borchardt bestellte. Alle Vorbereitungen wurden in Berlin getroffen, die Speisen zum großen Teil hier vorgekocht, halbfertig gestellt und zogen dann mit einem Eilszug direkt nach Petersburg, begleitet von eigenen Köchen Borchardts, die in der russischen Residenz für einige Tage ihr Quartier aufschlugen und die Diners bis ins Kleinste ausführten. Bezeichnend für den Ruf Borchardts ist, daß der Sultan anlässlich des Besuches des Kaisers im heiligen Land dieser Firma die Bestätigung der ganzen Expedition von der türkischen Grenze bis Jerusalem und zurück übertragen hatte.

Es gehörte einfach zum guten Ton, bei Borchardt seinen Bedarf zu decken. Er führte die auserlesensten Weine, bei ihm gab es die ersten Früchte, das beste Zeitgenäuse. Fast alle Hofhaltungen deckten ihren Bedarf bei Borchardt, die feudalistischen Regimenter bezogen bei ihm für ihre Kasinos Lebensmittel und Weine. Es ist bekannt, daß bei Borchardt niemals gemahnt wurde. Wer seine Rechnungen nicht von selbst bezahlte, erhielt nur einmal im Jahr, und zwar abgeschlossenen am 1. Januar eine Abrechnung. Man kann sich denken, daß infolge des Umsturzes der Verhältnisse die Firma schwere Verluste erlitt. Dazu kam, daß ihr Publikum erst vollständig wechselte, dann aber fast ganz fortblieb. Früher verkehrten in der Weinstube von Borchardt Angehörige der Hofgesellschaft und zahlreiche Diplomaten. Die graue Exzellenz war ständiger Gast, Paul Lindau, Theodor Fontane gingen hier jahrelang ein und aus. Zum Teil starben die alten Kunden des Geschäfts, zum Teil konnten sie die hohen Preise nicht mehr bezahlen und blieben fort. Während der Inflation kamen viele Besucher der Börse zu Borchardt. Aber auch das hörte auf und immer weniger Gäste suchten ihn auf. Der Versuch, durch seine Niederlassung im Westin den Ausfall wieder wettzumachen, scheiterte, mußte scheitern, weil man in geradezu unbegreiflicher Kurzsichtigkeit die ungünstigste Stelle ausgesucht hatte, den Ufa-Palast am Zoo. Denn wer dachte, wenn er essen gehen wollte, daran, das Borchardt-Büfett aufzusuchen, das sich in einem Filmhaus befand.

Andere berühmte Lokale haben sich besser halten können. Hier steht in erster Linie Lutter u. Wegener, wogel die berühmteste Gaststätte Berlins, bekannt durch die Erzählungen E. T. A. Hoffmanns, der hier zu verkehren pflegte. Der Keller ist zum Teil noch so erhalten, wie er zu Hoffmanns Zeiten aussah, während die darüber liegenden Gasträume modern ausgebaut wurden. Auch das „Schwarze Ferkel“ in der Dorotheenstraße erfreut sich eines guten Geschäftsanges.

Es gibt viele bekannte Lokale in Berlin, denen aber allen jener Hauch des Historischen fehlt, der die Weinstuben Borchardts umwehte; zu häufig wechseln die Gäste, die Lokale sind auch zu groß geworden, um das Zustandekommen einer Stammtischgesellschaft oder Tafelrunde-Romantik zuzulassen. Heute sind es nicht mehr Gasthäuser, sondern Cafés und ganz bestimmte kleine Lokale, in denen man so etwas wie eine Gemeinschaftlichkeit der Gäste antrifft. Da ist in der Kankestraße das kleine Lokal des Regisseurs und Schauspielers Viktor Schwannede „Stefanie“ zu erwähnen, in dem sich viele bekannte Journalisten, Schauspieler und Kabarettisten zu treffen pflegen. Als Geleitwort einer Kritik schrieb einmal bezeichnender Weise einer der bekanntesten Feuilletonisten, die wir besitzen:

Judicare non necesse est,
Schwannede meare necesse est

womit er meinte, man brauche sich über ein Kunstwerk keine eigene Meinung zu bilden. Mit dem Gespräch bei Schwannede

kommt man die schon fertige Selve vorgelegt. Nicht weit davon entfernt ist die Restauration von Mutter Wenz, die mit einer etwas größeren Ausschereiznepe fatale Ähnlichkeit hat. Hier sitzen an ungedeckten Holztischen zahlreiche Schauspieler, aber solange, bis sie sich zu den ganz Großen zählen können. Hier verkehrten Klöpfer, die Bergner, Werner Kraus, Konrad Veidt, Jannings und Tiedtke. Hier war der alte Duff, der heute mit seinen 88 Jahren Zeitungen verkauft, lange Zeit hindurch Kellner, bis ihn sein alter 66jähriger Sohn ablöste. Als Jannings seinen „lekten Mann“ drehte, da holte er auch ihn, den ältesten Filmstar, der seine Rolle als echter letzter Mann rührend überzeugend spielte.

Dann ist da noch das Romanische Café oft in den Himmel gehoben, oft heruntergerissen. Ein solches Café des typischen Bourgeois, ist es jetzt der Treffpunkt zahlreicher Intellektueller, der wenigen echten Bohémiens, von Journalisten, Filmdarstellern und Darstellerinnen, vor allem aber Jungen, die noch nichts sind, die aber alle davon träumen, in das Reich der Großen einzugehen. In der City vereinigt die Künstlerkaffe von Stallmann zahlreiche Künstler um ihren Stammtisch. Und unten, im „Deutschen Theater“ bei Dreher kann man nach der Vorstellung zahlreiche Akteure, die eben noch auf der Höhe standen, bei der etwas weniger feierlichen Handlung des Essens begrüßen. D. D.

Mit dem Tode unter einer Decke.

Von D. Fechner.

Trotz des ungeheueren Wildreichtums in Deutsch-Südwestafrika geschah es doch, daß ich einen ganzen Tag wischen konnte, ohne ein geeignetes Stück Wild vor den Lauf zu bekommen. War ich am Abend solcher erfolglosen Jagdtage sehr weit von der deutschen Farm, wo ich gerade Gastrecht genoss, entfernt, so blieb ich einfach draussen in der Wildnis, um am anderen Morgen gleich weiter zu jagen. Dieses Bivakieren allein — aber auch zu zweien — barg gewisse Gefahren in sich. Ich habe sichtbaren, erkennbaren „feindlichen Mächten“ gegenübergestanden und weder den „Kopf“ noch das Leben verloren, weil ich stets die richtige Initiative ergriff und mir immer die erforderlichen Waffen zur Verfügung standen. Nun gibt es aber auch Gefahren höherer Potens, die man nicht herankommen sieht, weil sie sich unter dem Schleier der Nacht in unsere Nähe schleichen, und ehe wir sie erkennen, sind wir mitten drin und fühlen uns ihnen preisgegeben. Von einer solchen Gefahr soll die Rede sein.

Mit meinem jüngeren Freunde hatte ich den ganzen Tag gejagt, ohne die geringste Beute gemacht zu haben, weshalb wir beschlossen, in der Wildnis zu nächtigen. Nachdem die Pferde versorgt und angeflößt waren, entzündeten wir ein großes Feuer, verzehrten unser frugales Abendbrot und legten uns zum Schlafen nieder. Als Kopfpolster benutzten wir unsere Sättel, und zum Schutz gegen die empfindliche Nachtkühle wickelte sich jeder in seine Decke. Die Büchsen lagen geladen und griffbereit an unseren rechten Seiten.

Es ist doch ein eigen Ding, so ohne jeden Zeltichut oder menschlichen Wächter in Afrikas Wildnis zu nächtigen. Die Gedanken und Empfindungen, die in dieser überwältigenden Einsamkeit geboren werden, spotten jeglichem Versuch, sie einzufangen. Meine Blide waren in Sternensweiten gerichtet. Gerade über mir prunkte neben dem Sirius als gleichendes Diadem der Orion, gegen den das sich schon dem Untergange zuneigende, weniger bedeutende Kreuz des Südens stark verblakte. Und ganz im Norden war, wie ein heimatlicher Gruß — aber nur für kurze Zeit und umgekehrt — der Große Bär an den Himmel geheftet. . . . Endlich nahm mich der Schlafgott in seine Arme.

Als ich erwachte, badete sich der Osthimmel schon in der Goldflut, die die Göttin des Lichts ihrem Kommen vorausschickt. Die Brücke zum neuen Tag war geschlagen. Der Jagdgenosse machte Feuer und bereitete das Frühstück. Dann sang er scherzhaft: „Steh' auf, du fauler Schläfer. . .“ Ich fühlte mich aber so urwohl unter meiner Decke, daß ich mein Aufstehen von fünf zu fünf Minuten hinausschob, was der Freund veranlaßte, mich mit seinen schärfsten Wirtweissen zu beschließen. Inzwischen war es heller Tag geworden.

„Na, da wollen wir mal. . .!“ rufe ich endlich, fasse mit der rechten Hand den linken Deckenzipfel und schlage ihn zurück. In demselben Augenblicke verstumme ich jäh, und der Schlag meines Herzens droht auszusprechen: An meiner linken Seite lag eine Springschlange! (Sehr giftig!) Den Kopf hatte sie etwas an meinem Körper emporgeschoben, so daß er neben dem Herzen ruhte. Sie machte nicht die geringste Bewegung, sondern schien zu schlafen. Wenn sie mich biß, war ich in weniger als einer Stunde ein Kind des Todes. Dies wissend, rührte ich — ob bewußt oder vor

Schred, weiß ich nicht — kein Glied, konnte auch kein Wort hervorbringen.

Als mein Gefährte merkte, daß seine Schnodderlein unerwidert blieben, kam er näher. Obgleich die Sonne mein Gesicht stark angebräunt hatte, muß es doch blaß geworden sein; denn der Freund fragte teilnahmsvoll: „Dir ist wohl schlecht ge...“ In demselben Augenblick fiel sein Blick auf meinen Schlafgefährten. „Ach — verflucht...!“ rief er mit allen Zeichen des Entsetzens. Dann entfernte er sich leise. Wie lange er fortblieb, ob eine, ob fünf, ob zehn Minuten... ich weiß es nicht! Mir schien es eine Ewigkeit.

Als er zurückkam, hatte er einen dünnen Stod in der Hand, mit dem er sich mir unhörbar von links näherte. Ich hielt den Atem an; denn ich wußte, was jetzt kommen würde. Nun hob er den Stod, zielte kurz, dann sauste die elastische Rute herab und traf das gefährliche Reptil mit großer Sicherheit auf den Kopf, daß es hoch sprang und der Kopf seitwärts rutschte. Schnell schlenderte er es mit dem Fuß fort und machte ihm vollends den Garaus.

Der Bann war gebrochen, ich hatte die Bewegungsfreiheit, ja das Leben zurückgewonnen. Wie von der Feder geschleift, sprang ich auf, torleste dem Freund in die Arme und küßte ihn immer wieder.

Moritz.

Von Eberhard v. Weittenhiller.

In der Küche neben der Wasserleitung stand der Abfallkübel. Emerenzia Knopp behielt ihn nur aus Pietät, da er schon der Großmutter ihrer Großmutter gehört hatte. Der blecherne Kübel war rostzerfressen, an der einen Seite eingedrückt, dafür an der anderen ausgebaucht. Windschief stand er da. Die zwei Teile des gebrochenen Henkels baumelten gleich hilflosen Armen zur Erde. Ein Krüppel war er, dessen Kopf zwischen den Schultern versunken und dessen Leib von Krämpfen verzerrt war. Eine Karikatur von einem Gefäß. — Aber die Pietät...! Sie ist die hervorragendste Eigenschaft gereifter Mädchen, wie Emerenzia Knopp eines war, die Haupttugend älterer Damen, die am Manne vorbeigegangen waren.

Auf dem zerfranstem Rande des Kübels konnte man als Abarrest der Firmenbezeichnung noch das Wort „Moritz“ lesen. Diesem Umstand verbannte das Gefäß den Rufnahmen „Moritz“. Hatte Kathi, die Hausgehilfin, es übersehen, wenn der Eimer schon bis zum Rande gefüllt war, rief ihr Emerenzia zu: „Kathi! Leeren Sie den Moritz aus!“ Das war Tradition.

Eines Tages lernte nun das alternde Mädchen einen Versicherungsagenten kennen, der sich Grell nannte und sie seiner Werthschätzung versicherte. Auch er war bisher an der anderen Hälfte vorbeigegangen und in die Jahre gekommen, in denen man sich vereinsamt zu fühlen beginnt. Er rechnete nicht nur für seine Firma, sondern auch für sich selbst. Emerenzia Knopp war vermögend. Daß sie trotzdem zu keinem Mann gekommen, beruhte auf leiblichen Mängeln. Inspektor Grell aber besaß schlechte Augen, jedoch ein angeborenes Talent zum Rechnen. Sein Herz rief ihm daher zu: „Jetzt oder nie!“

War er auch kein Donis, so war er doch ein Mann, vielleicht der letzte, der Emerenzias Weg kreuzte. Auch in ihrer Brust künfterte daher eine Stimme: „Jetzt oder nie!“

Und eines Tages war ihm der Mund übergeslossen und hatte das Jawort von ihren zuckenden Lippen getrunken. Beim Abschied fragte sie ihn erröthend: „Und wie darf ich dich nennen, Geliebter?“

„Moritz“, sagte er glücklich und ging.

Emerenzia Knopp mußte sich niedersehen. Es war ihr auf einmal ganz eigen zu Mute. — „Moritz!“ Sie konnte sich darunter nichts anderes mehr vorstellen als einen Abfallkübel. — „Das ist doch lächerlich!“ sprach sie sich zu — und schauderte. Aber es war auch wirklich lächerlich! Hielt sich der lebende Moritz nicht ebenfalls schief, an der einen Seite eingedrückt, an der anderen ausgebaucht? Und die henkelartigen Arme, die er hatte! Und das postkennartige, wie durch Rost zerfressene Gesicht! Daß sie das nicht früher so bemerkt hatte? — „Moritz!“ rief sie auf einmal aus und mußte hellauf lachen. Gleich darauf aber war sie wieder dem Weinen nahe. Dann aber riß sie sich zusammen. „Fort mit diesen wahnwitzigen Vorstellungen!“ Und sie zwang sich, mit den Augen einer Verliebten ihren Verlobten zu betrachten. Aber es wurde immer ein Kübel daraus. Und dann — und dann — etwas stieg ihr in die Nase. Das war das Argste von allem. „Kathi!“ rief sie, „leeren Sie doch den Moritz aus!“ — O Gott! Es war der letzte Mann. Aber es war ganz unmöglich. Es ging wirklich nicht.

Emerenzia setzte sich hin und begrub endgültig ihr Glück.

Das heißt, sie schrieb einen Brief, in dem sie ihr Jawort zurückgab.

Die Kathi kam herein, hielt in der einen Hand den vollen Moritz, nahm mit der anderen den Brief in Empfang und verschwand.

Emerenzia Knopp warf sich aufs Sofa und schluchzte.

Da kam die Kathi zurück und rief in die Stube: „Jetzt ist der Moritz hin! Ganz hin! Ich hab' das Biest auf den Kehrichthaufen geschmissen!“

Aber der Brief war schon aufgegeben.

Welt u. Wissen

Das älteste Papier. Die Dresdner Pavieraussstellung offenbart in anschaulichster Weise die außerordentliche Bedeutung, die dieser Stoff heute in der Wirtschaft und im Leben einnimmt. Wir können uns heute gar nicht vorstellen, daß die Welt einmal ohne Papier ausgekommen ist, und doch war es im ganzen Altertum unbekannt und ist erst seit wenigen Jahrhunderten im allgemeinen Gebrauch. Aber die Erfindung des Papiers und die erste Einführung in Europa schwebte lange ein Dunkel, das erst jetzt durch neueste Funde und Forschungen beleuchtet worden ist. Genauere Angaben darüber macht der bekannte Geschichtsschreiber der Technik, Dr. Franz M. Feldhaus in der Leipziger „Illustrirten Zeitung“, die ihr neuestes Heft dem Papier gewidmet hat. Man nimmt heute an, daß das älteste Papier in China auf die Weise erunden wurde, daß man dünne Gewebe durch Stampfen so auflösete, bis sie in getrocknetem Zustand eine gleichmäßige Oberfläche bestanden. Chinesische Papierfunde reichen etwa bis zu dem Jahre 265 n. Chr. zurück. Kriegsgefangene brachten die Technik des Papierschöpfens, d. h. des Auffangens breiter Falermassen auf einem Stück Leinwand, im Jahre 751 nach Persien zu den dort lebenden Arabern. Die älteste arabische Handschrift, die bekannt ist, stammt aus dem Jahre 866; sie wird in der Universitätsbibliothek in Leiden aufbewahrt. Erst viel später kam das arabische Papier als Handelsartikel nach Westeuropa. Die älteste europäische Papierurkunde, von der wir wissen, stammt aus dem Jahre 1109 und befindet sich im Staatsarchiv zu Palermo. Die älteste Papierurkunde aus Deutschland wird im nächsten Jahre ihren 700. Geburtstag feiern können; es ist eine Urkunde Kaiser Friedrichs II. aus dem Jahre 1228, die im Staatsarchiv zu Wien ruht. Wann zuerst in Deutschland Papier angefertigt wurde, ist nicht genau bekannt. Wahrscheinlich geschah dies 1290 zu Ravensburg. Die älteste deutsche Urkunde auf Papier stammt aus dem Jahre 1302. Es ist ein in deutscher Sprache abgefaßter Fehde-Brief des Ritters Johann von Büren an die Stadt Nachen von 1302. Die erste sichere Nachricht von einer Papiermühle in Deutschland stammt aus dem Jahre 1389. Damals ließ der Nürnberger Ratsherr Ulman Stromer durch Italiener in der Nähe von Nürnberg eine Papiermühle errichten, die am 24. Juni 1390 das erste Papier herstellte. Nach dem neuen Stoff war bald große Nachfrage, und so wurden denn gegen hohe Abgaben Privilegien zur Errichtung von Papiermühlen an einzelne erteilt. Das erste deutsche Privileg wurde 1398 vom Markgrafen Wilhelm I. von Meissen den Benediktinern zu Chemnitz gewährt.

Welche Pflanzen bildeten den Bernsteinwald? Im Bernstein findet man Pflanzenreste sehr selten, viel weniger häufig als tierische Einschlüsse. Noch merkwürdiger ist aber, daß Nadeln solcher Fichten, die den Bernstein erzeugen haben, äußerst selten gefunden werden, während sie doch eigentlich am häufigsten sein müßten. Diesen Widerspruch vermag man auch heute noch nicht zu erklären. Nach der Zahl der Funde zu schließen, scheint eine Thuja (Lebensbaum) der im Bernsteinwald am häufigsten vertretene Baum gewesen zu sein. Reste von ihr, besonders Nadeln, finden sich so zahlreich, daß man diesen Baum zuerst lange Zeit für die Mutterpflanze des Bernsteins hielt, bis sorgfältige Untersuchungen der Holzgewebe Aufklärung verschafften. Neben dieser und anderen Thuja-Arten gab es im Bernsteinwald vor allem Eichen, Weiden, Buchen, Alazien, Ahorne und Kastanienbäume. Vertreter einer mehr nördlichen Pflanzenwelt waren außer den vielen Thuja-Arten besonders die sehr häufig vorkommenden Zypressen und weiterhin Magnolien, Palmen (hauptsächlich Fächerpalmen) und Lorbeergewächse (z. B. der Zimtbäum). Heidelbeeren, Farne, Heidelbeeren, Königskerzen und eine Menge anderer Gewächse gediehen am Boden; Schlingpflanzen stiegen an den Stämmen empor, mistelartige Schmarober wohnten in den Zweigen. Pilze, Algen, Flechten, viele Arten von Laub- und Lebermoosen sind die kleinsten Vertreter pflanzlichen Lebens, die uns der Bernstein überliefert hat.